

„No Problem“ – das trügerische Versprechen Kambodschas Eine Reise in ein Land der Gegensätze (1994)

Von Engelbrecht Boese und Dietmar Zeller

Die Handbewegung des schwächlichen Tempelwärters lädt in eine Schreckenskammer des Todes. Wir sind in Kompong Cham, der alten französisch geprägten Verwaltungsstadt, 140 km nordöstlich von Phnom Penh am Mekong gelegen. Der Nokor Wat, in seinen Ursprüngen aus dem 9. Jahrhundert, ist einer der ältesten Tempel Kambodschas. Die Handbewegung weist zu einer der Stupas, deren Tür der Wärter gerade öffnet. Und dann die Geste, auf die Reisende in Kambodscha immer wieder stoßen, die Hand quer über den Hals gezogen, dazu die lapidaren Worte: „Pol Pot killed“.

Dutzende von Schädeln liegen dicht aufeinander geschichtet in dem Grab. Während sich unser Auge an das grell aus dem Dunkeln leuchtende Weiß gewöhnt, streckt uns der Wärter einen Knochen entgegen. „Das da sind nur die, die übriggeblieben sind“, erzählt er, „bis zum Rand voll war die Gruft ...“

Die Bewohner von Kompong Cham haben ihre Toten längst wieder ordnungsgemäß bestattet. Die Gespenster der Vergangenheit aber kommen in Kambodscha nicht zur Ruhe. Niemand, der dieses Land bereist, das während der Schreckensherrschaft der Khmer Rouge 1975-1979 vermutlich mehr als 1 Millionen Menschen oder bis zu 20% seiner Bevölkerung verloren hat, kann sich ihnen entziehen.

Phnom Penh Monate nach dem Abzug der UNO-Schutztruppen. Zurückgekehrte Emigranten haben neue Restaurants eröffnet, kleine Geschäfte, Reparaturwerkstätten und Handwerksbetriebe schießen aus dem Boden, in den Straßen wird gehämmert und gemeißelt. Die Menschen strahlen



Schädelstätte in Kompong Cham.

Optimismus aus, die Stadt ist im Aufbruch. Obwohl die Untac-Fahrzeuge aus dem Straßenbild verschwunden sind, hat der Verkehr merklich zugenommen. In den breiten Straßen des alten kolonialen Zentrums mischt sich das Motorengeräusch der Limousinen der neureichen Oberschicht in

das Klingeln der traditionellen Fahrradrikschas und das Knattern unzähliger Mopedtaxis – eine verwirrende Vielstimmigkeit von Geräuschen, die sich bald in einen monochromen Klangteppich aufzulösen scheint, als wollte der sich schützend über diese bedrohte Oase der Zukunft liegen.

Zwei Jahre zuvor wussten die kambodschanischen Grenzbeamten am Flughafen nicht einmal, wie viel Dollar sie für die Ausstellung eines Visums berechnen sollten. Heute, nach den

UNO-geschützten freien Wahlen und dem politischen Umschwung des letzten Jahres, herrscht in Kambodscha wieder eine lange nicht mehr gekannte Stabilität – eine Stabilität, die freilich höchst fragil erscheint. Denn die Felder und Wiesen des Landes sind Todesacker. Die Krankenhäuser sind voll mit Opfern der von den Khmer-Soldaten ausgelegten Minen. Militärisch unbesiegt, lauern die Steinzeitkommunisten der Roten Khmer noch in den Bergen, die sich im äußersten Norden und Westen nach Thailand hinüberziehen. Nachts erwartet das Land mit Schrecken ihre Vorstöße.

Dennoch: Wer gewisse Vorsichtsmaßnahmen beachtet, kann zumindest Phnom Penh, die Hauptstadt, und die in der Umgebung gelegenen Städte und Ortschaften ohne Schwierigkeiten besuchen. Phnom Penh hat heute eher mit dem Vakuum zu kämpfen, das die Untac hinterlassen hat. Der ungewohnte Geldregen hat die Stadt durcheinandergewirbelt, er hat Türen



Phnom Penh 1994.

geöffnet und Hoffnungen geweckt. Heute warten die Städter sehnsüchtig darauf, dass Fremde wieder die leeren Plätze in den wackligen Fliegern der Kambodian Airlines einnehmen, die von Bangkok oder Ho-Chi-Minh-Stadt den Pochentong International Airport ansteuern. Währenddessen kosten die komfortablen Doppelzimmer im Angkor Imperial International in der 148. Straße nur noch 15 Dollar die Nacht. Abends in der überlauten Hoteldiskotheek wird die Geschäftsführerin uns lächelnd die Mädchen ans Herz legen, die heute meist nur noch vor Einheimischen tanzen.

Auf neue Kunden warten auch die zahllosen Rikscha- und Mopedfahrer, die überall auf den Straßen und Plätzen Phnom Penhs zu finden sind. Die trockene Mittagshitze raubt uns den Atem, wenn sie uns mit ihrer unerschütterlichen Freundlichkeit durch das Labyrinth der Stadt schleusen. Geschickt umkurven sie die riesigen Schlaglöcher, mit denen der holprige Asphalt übersät ist, vorbei an Bergen von Dreck, die der museumsreife Pariser Müllwagen nie bewältigen kann. Und langsam finden wir hinein in den ganz eigenen Rhythmus, in die quirlige, unaufgeregte Bewegtheit dieser Stadt, werden wir empfänglich für die Leichtigkeit und luftige Transparenz des Straßenbilds. Wir registrieren die Farben, die uns umgeben, das lichte Weiß der großzügigen, 3-4-geschossigen Straßenzüge im arithmetisch angelegten

kolonialen Viertel, das von unzähligen Farbtupfern durchsetzte Graubraun der Märkte, die satten Töne, in die sich die graziösen Kambodschanerinnen kleiden, und vor dem silbrig-trägen Glanz des Tonlé-Sap-Flusses lassen wir uns umfängen von den verführerischen Düften der Garküchen.

Am nächsten Tag nehmen wir einen anderen Weg. Er führt uns zurück in die Geschichte des Landes. Wir folgen den Mopedboys aus der Stadt hinaus auf den lärmigen Schotterweg, der in Südwestrichtung durch ödes Land, entlang an alten Kanälen und zerstörten Wehren, zu den Killing Fields von Choeung Ek führt, zu den Massengräbern Pol Pots. Dort liegen sie,



Motorradrikschas in Phnom Penh

nach Geschlecht und Alter sortiert und sauberlich beschriftet, meterhoch aufgeschichtet, die Schädel der Ermordeten, daneben, wie achtlos hingeworfen, zerfetzte Reste ihre Kleidung.

Die Killing Fields, heute eine Gedenkstätte, sind zum Synonym geworden für den kambodschanischen Holocaust. Doch man muss die Stadt nicht verlassen, um Zeugnisse der Schreckensherrschaft der Khmer Rouge zu finden. Da sind die bettelnden Kriegskrüppel, die verstümmelten Minenopfer auf den Straßen. Wo man auch hinkommt, berichten die Menschen – „Pol Pot killed“ – von ermordeten Familienangehörigen.

Im weitläufigen Gebäudekomplex des ehemaligen französischen Mädchenpensionats Toul Svay in der 113. Straße war seinerzeit das Sicherheitsgefängnis S 21 untergebracht. Hunderte von Kambodschanern, bei glühender Hitze in Massenverschlägen zusammengepfercht, wurden hier zu Tode gefoltert. In den Einzelzellen des heutigen Museums sind noch die verrosteten Folterinstrumente, die Zangen und Elektrokeulen, ausgestellt, mit denen sie gemartert wurden. „Niemals darfst Du schreien, wenn Du ausgepeitscht wirst oder Elektrostöße bekommst“, heißt es in dem 10 Punkte umfassenden Gefängnisreglement. Fotografien an den Wänden zeigen die gefolterten Menschen. Die Peiniger haben das Grauen penibel dokumentiert. In ihren Aufnahmen, vor, nach und während der Folter gemacht, leben die Opfer weiter. In endlosen Porträtreihen hängen sie heute an den Wänden der Zellen.

Vielleicht ist dies der richtige Zeitpunkt, um in der gediegenen Kühle des traditionsreichen, in elegantem Kolonialstil gehaltenen Café No Problem in der 178. Straße seine Gedanken zu ordnen. Aber wer mag ihm jetzt noch trauen, diesem unbekümmerten, überall in Kambodscha zu hörenden „no problem“?

Wenige Schritte von diesem stilvollen Treffpunkt der Europäer entfernt finden wir das kambodschanische Nationalmuseum mit seiner reichen Sammlung von Khmerkunst, weiter südlich den weitläufigen, Anfang des Jahrhunderts vollendeten Königspalast mit Thronhalle und Silberpagoda. Die Khmer Rouge haben ihn aus politischem Kalkül, vielleicht auch aus Respekt vor dem Ansehen des gottähnlichen Königs weitgehend unversehrt gelassen. Heute residiert König Sihanouk dort wieder.



Marktszene in Phnom Penh.

Wieder unterwegs, staunen wir über die seltsamen Breschen, die die Moderne in die Stadt geschlagen hat, die einem Ufo ähnliche gelbliche Markthalle etwa, die Sihanouk nach Plänen französischer Architekten errichten ließ, oder die handgemalte Werbung für „Windows“-Software am Straßenrand. Technikfreunde können sich an uralten Saftpressen und schrottreifen LKWs aus DDR-Zeiten ergötzen. Vor dem mitten im Zentrum gelegenen Kopfbahnhof, den wie auch die imposante Hauptpost in der 13. Straße noch die Franzosen erbaut haben, lagern Händler und bettelnde Krüppel. Die Schaltherhalle strahlt gespenstische Leere aus. Züge verkehren hier kaum noch.

An einem der zahlreich über die Stadt verstreuten, immer empfehlenswerten Essensständen lassen wir uns ein Stück Schlange oder einen Stierhoden braten. Wir schlendern über den pulsierenden Markt an der Ecke 148. Straße/Tou Samouth-Boulevard. Von der Durian, der wundervoll aromatischen, süß-gäriigen Stinkefrucht Asiens, bis zu teuren importierten Äpfeln gibt es hier wieder alles zu kaufen, was an in- und ausländischen Erzeugnissen Nachfrage findet.

Der Tonlé-Sap-Fluss verbindet den Tonlé Sap, den größten Binnensee des Landes, mit dem Mekong. Die von den Franzosen angelegte Uferpromenade hatte einst den Ruf Phnom Penhs als Paris des Ostens mitbegründet. Jetzt ist da nur noch ein überbreiter, öder, dreck-

übersäter Streifen nackten, baumlosen Landes, der immer noch Quai Karl Marx heisst. Auch dieses Stück Europa fiel den mordenden und brandschatzenden Horden Pol Pots zum Opfer, wie fast alles, was den Geruch des Frankophilen an sich trug, wie die Toiletten, die die Khmer-Soldaten, weil die rätselhafte Spülung ihre Fische verschlang, gleich mit den ganzen Hotels in die Luft sprengten, wie die Villen der Diplomaten, wie die Nationalbibliothek, deren kostbarsten nationalen Schriftgüter verbrannt und verwüstet wurden ...

Die Mädchen kreischen, fliehen aufgeschreckt vor unseren Fotoapparaten. Einige versuchen uns durch die geöffneten Fenster unserer Limousine an die Nase zu packen. Eine Regierungsdelegation hat uns hierher gebracht, an den Anlegestellen der Fähren und Linienboote vorbei, auf der von kleinen Gewerbebetrieben gesäumten, verkehrsreichen Ausfallstraße



Jenseits des Flusses... Schulmädchen in Phnom Penh.

Richtung Kompong Cham.

Noch vor der Stadtgrenze sind wir in die kleine, unscheinbare Nebenstraße eingebogen. Es sind Vietnamesinnen, die jetzt halb ängstlich, halb erwartungsvoll auseinanderstieben – elternlose Mädchen, die meist nicht einmal der kambodschanischen Sprache mächtig sind. Schlepper, so erzählen uns die Funktionäre, haben sie über die Grenze geholt. Oft kaum mehr als 14, 15 Jahre alt, grell geschminkt, in bunte Stoffe gehüllt, bieten sie sich hier für wenige Dollar der zahlungskräftigen einheimischen Oberschicht feil.

Am nächsten Tag setzt uns die Fähre zum anderen Ufer des Tonlé-Sap-Flusses über. Schwatzende Marktfrauen lagern neben japanischen Fernsehgeräten auf dem Deck. Gelborange leuchten die Gewänder einer Gruppe junger Mönche. Drüben finden wir uns in die träge Abgeschiedenheit moslemischer Fischerdörfer versetzt, nach der Betriebsamkeit der Hauptstadt eine gänzlich andere Welt. Scharen von Kindern folgen uns über die

schattigen Wege zwischen die Holz- und Bambushütten. In der Schule unterbricht die Lehrerin ihren Unterricht. Die Menschen dösen in Hängematten. Verkäufer sitzen geduldig hinter improvisierten Ständen, an denen es Reis und in Colaflaschen abgefülltes Benzin zu kaufen gibt.

Ein Schulmädchen, mit dem Ranzen auf dem Rücken auf dem Heimweg, bleibt sekundenlang wie angewurzelt stehen, als es uns sieht, scheu, ungläubig staunend. Im Fluss waschen sich Frauen, vollbekleidet. Hausboote dümpeln angetäut. Fischer reparieren ihre Netze, Flößer laden Holz. Niemand bettelt, die Menschen wissen noch nicht, dass ihre offenen Gesich-

ter, ihre ungeschützte, neugierige Herzlichkeit zu den begehrtesten Objekten von uns foto-süchtigen Europäern gehören.

Auch diese Dörfer haben im Übrigen ihre Geschichte. Die Khmer Rouge vertrieben die muslimische Minderheit in alle vier Himmelsrichtungen. Erst in jüngster Zeit konnten die Menschen wieder in ihre Hütten zurückkehren.

Vor Sonnenuntergang, das vielstimmige „Hello“ der Kinder klingt uns noch im Ohr, trägt uns die letzte Fähre zur Stadt zurück. Am anderen Ufer locken Restaurants mit einheimischen, chinesischen und vietnamesischen Köstlichkeiten. Hinter den Straßen der Hotels und Bars ist es jetzt, kaum später als 18 Uhr, stockfinster. Phnom Penh, das auch am Tage oft unter Stromausfall zu leiden hat, kennt keine Straßenbeleuchtung. Nachts, wenn die Metallgitter der Geschäfte und Häuser längst zugezogen sind, wird die Stadt nur noch von den flackern-den Feuern der unzähligen Herdstellen beleuchtet, auf den sich die Einheimischen am Straßenrand Hund und Huhn zubereiten. Wer sich jetzt noch den mit schlafwandlerischer Sicherheit durch die Nacht steuernden Mopedfahrern anvertrauen mag, kann vielleicht da und dort noch eine Hochzeit der feierfreudigen Kambodschaner bestaunen.

Wieder ist es dunkel geworden. Die Straßen sind wie leer gefegt. Gegen 18 Uhr wurden die Häuser verriegelt, alle Restaurants haben geschlossen. Nur die Diskothek im Mekong-Hotel an der Flusspromenade, vor der Polizisten die Besucher nach Waffen durchsuchen, wird noch bis 22 Uhr geöffnet bleiben. Während wir zum Hotel zurückgehen, verfolgt uns mit



Kriegsspuren in Kompong Cham.

gleich bleiben-dem Abstand eine Gestalt in nicht zu identifizierender Uniform, das Maschinengewehr in Anschlag. Freund oder Feind? Wer könnte das in der Dunkelheit entscheiden.

Zwei Stunden lang haben wir uns am Nachmittag mit dem Moped kreuz und quer durch Kompong Cham fahren lassen.

Das zerstörte

Universitätsgebäude, ausgebrannte Schulen, die kahle Schotterödnis des stillgelegten Flughafens. Unter Präsident Lon Nol nutzten ihn die Amerikaner als Militärbasis gegen die Vietcong. Auf dem weitläufigen Gelände des Wat Nokor, einem der schönsten Tempel des Landes, spielen Kinder. Über dem Mekong geht filmreif die Sonne unter. Kompong Cham wird von seiner kolonialen Vergangenheit geprägt. Die großzügigen Alleen mit den alten Villen, die schon bessere Tage gesehen haben, die planmäßig angelegten Straßen und Plätze erinnern an französische Kleinstädte.

Abends aber wird die Stadt auf ganz andere Weise von ihrer Geschichte eingeholt. Die Bedrohung durch die Khmer Rouge ist hier in der Provinz stärker zu spüren als in Phnom Penh. Werden die Funktionäre recht behalten, die uns versichern, die Regierung habe die Situation unter Kontrolle? Oder teilt das Land das Schicksal des Bauernjungen, den wir im städtischen

Krankenhaus besuchen? Eine Mine hat ihm bei der Landarbeit beide Beine zerfetzt. Er weint, spricht man ihn auf die Zukunft an.

Noch einmal fahren wir in die Provinz hinaus. Kampot, 150 km südlich von Phnom Penh gelegen und ebenfalls unverkennbar französisch geprägt, eröffnet den Zugang zur alten Bäderregion Kambodschas. Früher wurde diese besonders von der frankophilen kambodschanischen Oberschicht frequentiert, die sich zum Teil auch heute noch untereinander auf Französisch verständigt. Entsprechend stark zogen die Meeresbäder den Hass der Khmer Rouge auf sich. Kep, das berühmteste von ihnen, einst Sommerresidenz der kambodschanischen Königsfamilie, wurde dem Erdboden gleichgemacht. Die Leichen der Opfer fand man in Benzintanks. Heute weiden Kühe zwischen den Mauern der niedergebrannten Villen und Hotels. Die Soldaten der Untac haben den Badeort kurzfristig wieder zum Leben erweckt. Seit ihrem



Kambodschanische Provinz. Kampot.

Abzug bewacht die übergroß in Beton gegossene Meeresjungfrau am Strand von Kep nur noch ein paar übriggebliebene Buden, die vergeblich auf Kundschaft warten.

Über der verlassenen Tankstelle am sternförmig angelegten zentralen Platz in Kampot zeigt ein abgeblättertes Schild die 5 Khmer-Türme der Pol-Pot-Bewegung. Nebenan schlafen tagsüber die Mädchen unter dem kondomübersäten Wellblechdach des Hotelanbaus. Am Abend wird es hier eine dieser düsteren, selbst für diskogewohnte Europäer ohrenbetäubend lauten Diskos geben, wie die Jeunesse dorée Kambodschas sie liebt, und wir erinnern uns, wie ein einheimischer Kenner des Landes beklagte, dass „unsere reich gewordenen jungen Leute sich lieber in den Diskotheken und Bars herumschlagen als zu investieren“.

Bis um Mitternacht dröhnt die groteske Mischung aus traditionellen kambodschanischen Klängen, westlichen Rhythmen und Thaipop über die kahle Tanzfläche, die den spröden Charme einer Bahnhofswartehalle versprüht. Eilfertige Bedienungen schleppen Kübel voller Eis herbei, um das wertvolle Dosenbier zu kühlen. Während die vorsintflutliche Lichtenanlage grelle Blitze über den langhaarigen Sänger auf der Bühne wirft, bewegen sich die Paare mit den stilisierten, langsamen Bewegungen der alten kambodschanischen Tänze aufeinander

zu. Die Taxi Girls, die den jungen Reichen der Stadt zur Hand gehen, stammen aus den armen Dörfern des Landes. Stilvoll in elegante Stoffe gehüllt, treten sie, wie überall in den Bars und Diskotheken der Einheimischen, betont festlich und damenhaft auf. Es ist, als sollte hier, nach einem Script, das keiner mehr kennt, noch einmal das Stück vom vergangenen Glanz der kambodschanischen Oberschicht gegeben werden.

Auch diese Provinzdiskothek hat, wie so vieles, die Untac dem Land hinterlassen. Heute ist sie eine Enklave der einheimischen Oberschicht, wo die Mädchen wieder verwirrt und ängstlich auf westliche Annäherungen reagieren. Die Untac-Girls sind derweil längst abgewandert. Wir werden sie im Martini Pub, der größten, gänzlich westlich geprägten Diskothek in Phnom Penh, wiederfinden. Doch das Stück, das sie dort geben, in hautengen Jeans und billigen Plastikfummeln, ist ein gänzlich anderes. Es ist eins, das von der Zukunft Kambodschas handelt.

Mit ihrer verzweifelten Leidenschaft und Hingabe inszenieren sie dort jenen Traum Asiens, der die Sexbomber der Welt heute noch die Flughäfen Thailands ansteuern lässt. Befragt man sie nach ihrer Familie, fahren sie sich mit der Hand über die Kehle. „Pol Pot killed“, sagen sie.



Kampot, am Prek Thom River.